Ex Biblioth. Regia Berolinensi.

Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Blatt „Ulk“, der feuilleton. Montags-Beilage „Zeitgeist“, der „Deutschen Reichshalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 16 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 326. **Berlin, Donnerstag, den 1. Juli 1886.** **XV. Jahrgang.**

Die Leser finden heute an der Spitze der ersten Beilage den Beginn der Briefe König Ludwigs II. nebst Erläuterungen.

Die Geheimnisse der politischen Polizei.

Der Prozeß, welcher am letzten Montag in den Räumen des Moabiter Gerichtsgebäudes sich abgespielt hat, wird einst für die Kulturgeschichte unserer Tage ein werthvolles Material bieten. Nicht der spezielle Fall, welcher hier zur Anklage stand, ist es, der das Interesse erregt. Wir hegen weder für die Angeklagten Christensen und Berndt noch für Herrn Ihring-Mahlow besondere Sympathien und ereifern uns weder für die Schuld oder Unschuld des einen noch des andern dieser Herren. Aber der Einblick, welchen wir in die Machinationen der geheimen Polizei durch diesen Prozeß erhalten haben, hat Perspektiven eröffnet, die bisher glücklicherweise dem Gesichtskreise der meisten unserer Leser wohl fremd gewesen.

Es liegt uns fern, zu erörtern, ob die Beschuldigungen des Herrn Singer, welche derselbe im Reichstage gegen den Herrn Ihring-Mahlow erhoben, gerechtfertigt, oder ob sie, wie der Vorsitzende des Schöffengerichts meinte, „aufgebauscht“ waren. Wir wollen uns um so mehr eines Urtheils hierüber enthalten, als die Sache wohl schwerlich für bereits erledigt anzusehen ist und voraussichtlich das Landgericht als Berufungsinstanz noch darüber entscheiden wird. Ebenso überlassen wir unsern Lesern die Beurtheilung, ob die in der Verhandlung vernommenen sozialdemokratischen Belastungszeugen, welchen der Reichstagsabgeordnete Singer in einer nachträglichen öffentlichen Erklärung das Zeugniß „ehrenhafter Männer“ ausstellt, oder ob Herr Ihring-Mahlow mehr Glauben verdient und ob somit Letzterer als ein agent provocateur anzusehen sei oder nicht.

Hierüber Klarheit zu erhalten, wird für Diejenigen, welche der Verhandlung nicht beigewohnt haben, überhaupt schwer fallen. Aber selbst wenn wir uns vollständig auf den Standpunkt des Gerichts stellen, welches Herrn Ihring-Mahlow vollen Glauben geschenkt hat, so hat dieser Prozeß dennoch genug Material zu Tage gefördert, um uns über Dinge die Augen zu öffnen, an deren Möglichkeit wir bisher nicht geglaubt haben. Die eigenen Aussagen des Herrn Ihring-Mahlow, welche er in der Verhandlung als Zeuge abgegeben, genügen hierzu vollkommen.

Man kann ja freilich über die Aufgaben des Staates verschieden denken. Unsere Zeit neigt so sehr dazu, lediglich das Zweckmäßige mit Hintansetzung anderer Rücksichten zu verfolgen, daß es uns nicht wundern kann, wenn auch in weiteren Kreisen die Meinung hervortritt, daß die Gesetze der Sittlichkeit dem Prinzip der Nützlichkeit sich unterordnen müssen. Der Grundsatz des Jesuitismus „der Zweck heiligt die Mittel“ findet leider in unserer Epoche des Opportunismus immer mehr Verständniß. Das neu heranwachsende Geschlecht blickt mit einer gewissen Geringschätzung auf die „beschränkten Bedenken“ einer „theoretischen Moral“, und wie diese Schlagworte noch alle heißen mögen.

Wir selbst stehen noch auf dem Standpunkte jener Philister, welche den Grundsatz der Wahrhaftigkeit sowohl für die Handlungsweise des Einzelnen, als auch des Staates für den obersten, leitenden Faktor halten. Wir sind nicht der Meinung, daß der Staat in dieser Beziehung anderen sittlichen Gesetzen unterworfen sei, als das Individuum. Im Gegentheil! Der Staat soll das leuchtende Vorbild für seine Bürger bilden; die Grundsätze, die im Staatswesen zur Anwendung gelangen, wirken ganz unwillkürlich zurück auf die Moral seiner Angehörigen. Gerade deshalb muß der Staat unserer Ueberzeugung nach noch in höherem Grade das Panier der Wahrhaftigkeit hoch tragen, als dies bei Andern der Fall ist. Im Gegensatz hierzu sehen wir in Herrn Ihring-Mahlow einen Beamten, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Unwahrheiten dem Staate zu dienen. Wie er selbst bekundete, hat er sich unter falschem Namen in die Kreise der Arbeiter eingeführt, hat bei ihnen die Rolle des Sozialdemokraten gespielt und das Vertrauen derselben zu erschleichen versucht. Um aber die Täuschung noch vollkommener zu machen, hat er sie Geheimschriften gelehrt und über das Verfertigen von Dynamitbomben mit ihnen Unterhaltungen geführt. Dies sein Verhalten hat nun nicht etwa den Tadel seiner vorgesetzten Behörde ihm zugezogen. Nein, im Gegentheil! Es scheint, als ob die Handlungsweise des Herrn Ihring-Mahlow ihn als ganz besonders befähigten und zu seiner Aufgabe hervorragend qualifizirten Beamten empfohlen habe. Und hierin liegt gerade das Gefährliche der Sache. Wenn dieser Polizist sich nur im Uebereifer zu derartigen Schritten hätte hinreißen lassen, so wäre das zwar keine erfreuliche, aber doch vielleicht eine entschuldbare Thatsache. Dadurch aber, daß seine Machinationen nachträglich gebilligt, ja vielleicht besonders belobigt wurden, ist seiner Handlungsweise der Stempel des vom Staate vertretenen Prinzips aufgedrückt und die Waffe der Unwahrhaftigkeit wird dadurch zum scheinbar berechtigten Kampfmittel gekennzeichnet.

Man halte dem nicht entgegen, daß es sich doch hier um Sozialdemokraten handle, die man vernichten müsse, wie es eben möglich sei. Uns wird man gewiß keine Sympathien mit der Sozialdemokratie zur Last legen. Die gehässigen Angriffe derselben, denen wir uns fortwährend ausgesetzt sehen, widerlegen solche Verdächtigungen wirksamer, als es unsere Worte vermögen. Aber dieser Umstand soll uns nicht abhalten, den Feinden gegenüber gerecht zu sein, wir werden uns dadurch niemals verleiten lassen, ihnen gegenüber Schritte zu billigen, die wir sonst für verwerflich erachten. Abgesehen hiervon aber, sollte man das Eine bedenken: Es handelt sich hier um Aufstellung eines Prinzips der gefährlichsten Art. Erachtet sich grundsätzlich der Staat für berechtigt, seine Gegner mit den von Herrn Ihring-Mahlow zur Anwendung gebrachten Waffen zu bekämpfen, so wird man bald auch keinen Anstand nehmen, andern Parteien gegenüber, die in Opposition zum herrschenden Regierungssystem stehen, dasselbe Verfahren anzuwenden. Denn die Ueberzeugung, daß jede Partei, die das augenblicklich am Ruder befindliche Ministerium bekämpft, eine staatsgefährliche ist, wird den eifrigen Beamten allmälig immer klarer zum Bewußtsein kommen, und Aeußerungen von hoher Stelle, sowie das Bellen der offiziösen Meute werden diesen Denkprozeß immer schneller in den pflichttreuen Dienern der Staatsgewalt fördern.

Deutschfreisinnige, Klerikale, ja sogar einmal die Konservativen selbst werden dann vielleicht an sich erfahren, was es zu bedeuten hat, wenn man erst einem so bedenklichen Prinzipe stattgegeben. In welche Zustände wir dadurch gerathen können, wagen wir kaum zu denken. Wenn es erst so weit kommt, daß Niemand mehr vor dem angeblichen Gesinnungsgenossen oder dem vermeintlichen guten Bekannten frei seine Ueberzeugung aussprechen kann, wenn das gegenseitige Mißtrauen der Bürger untereinander erst in solchem Grade Platz greift, dann wird eine Vergiftung unserer gesellschaftlichen Zustände eintreten, wie sie verderblicher nicht gedacht werden kann.

Möge uns nicht der Trost genügen, daß es jetzt noch nicht so schlimm bei uns sei. Halten wir uns vielmehr gerade vor Augen, wohin wir gelangen können und gelangen müssen, wenn nicht bald ein energisches Halt geboten wird. Noch, wir hoffen es, haben wir nicht Zustände, wie sie unter Napoleon I. und seinem kaiserlichen Neffen an der Tagesordnung waren. Noch wird, wie wir gern glauben, das System der agents provocateurs von Oben bei uns seine Billigung nicht finden. Aber hüten wir uns, daß wir dazu nicht gelangen. Wenn der hervorragendste Grundsatz der Moral, „die Wahrhaftigkeit“, nicht mehr von der Staatsbehörde

---

Michael Cibula.

Roman

(46. Fortsetzung.) von **Richard Voss.**

Am nächsten Morgen halfen sie dem Priester auf das Maulthier, der Knecht lud sich seine Sachen auf und Michael Cibula gab ihm mit Josepha das Geleit. Sie waren bereits eine ziemliche Strecke vom Hause entfernt, als Michael Cibula plötzlich erklärte: er müßte noch einmal zurück, etwas Vergessenes zu holen. Josepha bat, den Knecht zu senden; aber er bestand darauf, selbst umzukehren. Sie sollten nur langsam voraus gehen. Damit war er schon fort.

Schweigend ritt Stefan Dozana weiter, Josepha schritt neben ihm her; gern wäre sie zurückgeblieben; denn sie gewahrte auf Stefan Dozanas Gesicht einen Ausdruck, der ihr bang machte. Der Knecht war weit voraus. Um jedem unziemlichen Wort vorzubeugen, sagte sie:

„Ungern sieht Michael Cibula Euch ziehen; denn Ihr seid ein werther Gast in seinem Hause gewesen. Doch die Bauern von Piatra bedürfen Eurer.“

„Er wollte nicht mit,“ murmelte Stefan Dozana.

„Berdenkt ihm das nicht. Wenn er seine neue Heimath lieb gewinnen will, muß er dort bleiben.“ Leise setzte sie hinzu:

„Es wird ihm schwer genug.“

„Meint Ihr? Doch Ihr müßt es wissen.“

Das sagte er in einem Ton, der Josepha das Blut ins Gesicht trieb, obgleich es ein ehrerbietiger Ton gewesen und zuversichtlich und freudig klang. Hastig sagte sie:

„Auch denkt er, daß es für die Bauern nicht tauge, wenn er mit Euch heim käme.“

„Wieso nicht tauge?“

„Weil er ihnen doch nur von Einem reden könnte, was sie nicht freuen würde.“

„Ihr meint von der Uebersiedlung Piatras nach dem schwarzen Grund?“

„Daran denkt er Tag und Nacht.“ Das sagte sie mit tiefer Traurigkeit.

„Ihr sorgt Euch um Euern Mann?“

„Daran denkt er Tag und Nacht“, wiederholte sie leise.

„Niemals wird er die Bauern für sein Vorhaben gewinnen!“ rief Stefan Dozana.

„Das weiß er und dennoch denkt er daran Tag und Nacht.“

Stefan Dozana antwortete nicht; er schien schwer mit sich zu kämpfen. Dann meinte er und konnte dabei seiner Stimme kaum Herr bleiben:

„Er denkt auch noch an Anderes; Tag und Nacht denkt er daran, daß er ein geliebtes Weib hat.“

Es war das reuigste Geständniß, das dieser Mann machen konnte, und Josepha verstand, Josepha dankte es ihm. Ihr voll anblickend, sagte sie:

„Ich habe Euch ein Unrecht abzubitten.“

„Ihr mir?“

„Daß ich einst wähnen konnte, Ihr wäret Michael Cibulas ärgster Feind.“

„Ich war sein ärgster Feind.“

Da empfahl ihm Josepha mit einem holdseligen Lächeln den Mann, dessen ärgster Feind er gewesen.

„Ihr werdet bei ihm sein, wenn ihm Etwas zustoßen sollte.“

„Wie redet Ihr nur!“ rief Stefan Dozana. „Was sollte ihm zustoßen können? Bei Michael Cibula ist sein Weib. Das Allerschlimmste, was ihm begegnen könnte, wäre, daß Ihr nicht bei ihm wäret.“

„Ihr habt mir soeben das Allerbeste gesagt,“ entgegnete Josepha lächelnd. Dann wurde sie wieder ernst: „Ich weiß jetzt, daß Ihr bei ihm sein werdet und bin ruhig.“

Stefan Dozana hielt sein Maulthier an; sie wollten auf Michael Cibula warten, den sie von Weitem kommen sahen. Josepha plauderte: „Ihr müßt mir versprechen, Euch zu schonen, Ihr Männer werdet immer gleich wild! Euch freilich muß ich loben; denn Ihr waret ein geduldiger Kranker. Gott im Himmel, und wie schrecklich Ihr darniederlagt! Wißt Ihr auch, daß die heilige Jungfrau an Euch ein Wunder gethan?“

„Sie hat mir vergeben,“ erwiderte Stefan Dozana leise.

„Sie hat Euch gerettet!“ sagte Josepha feierlich.

„In der Nacht, in der ich zur Besinnung kam, trat sie zu mir an mein Bett und sprach: Stefan Dozana, ich vergebe Dir.“

„Das werdet Ihr getäumt haben,“ stammelte Josepha.“

„Sie kam zu mir in eitel Glanz gehüllt, und als sie schied, war die Welt voller Glorie. Von jener Stunde an bin ich genesen. Freilich war es ein Wunder.“

„Seid nur recht glücklich darüber,“ flüsterte Michael Cibulas Weib so leise, daß der Priester sie nur mit Mühe verstehen konnte. „Gott will, daß wir glücklich seien. Das weiß ich jetzt und ich danke Gott und der heiligen Jungfrau, daß sie es mich wissen ließen. Lernt auch Ihr glücklich sein, damit Ihr dem Himmel alle Tage dafür danken könnt.“

Andächtig hatte Stefan Dozana zugehört; dann sahen sie Michael Cibula schon ganz nahe und der Priester bat:

„Kann ich Nichts für Euch thun, was Euch lieb wäre?“

„Ihr könnt für mich beten. Das ist Jedem lieb und Euer Gebet käme gar aus dem Munde eines Priesters. Und Ihr könntet hinauf in das Judendorf gehen, in das Haus des Rabbiners Jehuda, und dessen Weib von mir grüßen. Wollt Ihr das von Herzen gern für mich thun, so seid von Herzen dafür bedankt.“

„Ich verspreche Euch, es von Herzen gern zu thun.“

„Und sagt ihr: Was sie zu mir gesprochen, wären Worte der Erlösung gewesen, die der Herr gesegnet und an mir in Erfüllung gebracht hätte. Sagt Dosia Kolon: ich lasse sie grüßen und sie erinnern: „Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an.“

„Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an?!“

Und Stefan Dozana sah Josepha beinahe mit Entsetzen in das holde, von Glück verklärte Gesicht. In diesem Augenblick kam Michael Cibula heran.

Er trug einen verhüllten Gegenstand; in einem möglichst gleichgiltigen Ton sagte er zu dem Scheidenden:

„Dir gefiel das Holzbild. Ich hätte es doch aus meiner Kammer entfernen müssen, denn die heilige Jungfrau zürnt mir wegen des Götzenbildes. Wenn Du es mit Dir nehmen magst — hier ist es.“

Damit reichte er Stefan Dozana das Bildniß hin, welches das Antlitz und die Züge seines Weibes trug.

Stumm blickte der Beschenkte von Michael Cibula auf Josepha. Er dankte nicht mit Worten; aber sein Herz wiederholte die Botschaft, die er soeben vernommen.

„Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an?“

☞ Heute die Donnerstags-Beilage „Ulk“ Nr. 26. ☜